

GEFÄHRTEN

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erleben.

Eben.

Eben deshalb tut einer seine Reise, des Erlebens wegen.

Den vielversprechenden Nachsatz kennen wir allerdings umgangssprachlich auch aus dem Bedeutungsfeld der Bedrohung: Wenn dies und das und was auch immer vorausgetan wird, dann kann/st ich/du/er/sie/es was erleben!

So unbestimmt dieses angedrohte WAS sein mag, es verheißt in diesem Fall nichts Gutes und animiert zumindest zur Besinnung des Vorauszutuenden. Zahlt sich's aus oder zahlt sich's nicht aus oder zahlt man gar fest drauf?

Auf die Reise gemünzt bliebe man vorerst also lieber einmal, wo man ist, in trauter Umgebung, im abgesteckten Gelände, in Heim und Heimat, im Schutzwall von Muttersprache und Vaterland. Legendär ist die Geschichte des exzentrischen, amerikanischen Milliardärs Howard Hughes, der - mit zunehmender Altersparanoia - bei absolut unerlässlichen Geschäftsreisen durch vorausgeschicktes Personal die jeweiligen Aufenthaltsräume als Kopie seiner eigenen vier Wände gestalten ließ, um erst dann die Reise anzutreten. Nicht, dass er so verfahren hätte, um statt dem WAS etwa NICHTS zu erleben, sondern eigentlich vielmehr, um die Reise gar nicht zu tun. Ein bisschen von dieser Paranoia keimt in allen von uns, wir nehmen in die weite Welt zumindest gern ein Stück der engen mit, etwas, das uns lieb und teuer ist: Im rührendsten Fall etwas Heimerde oder eine Haarlocke, im selbstkurativen die diversen Rückholversicherungen für Auto, Leib und Leichnam, im kommunikativen die Mobiltelefone. Wir flitzen mit scheußlichen Wohnmobilen über ausländische Straßen, um wenigstens noch eine kleine inländische, besser noch inwändische Trutzburg, also quasi einen motorisierten Thesaurus gegen die mögliche Unbill jenes WAS zu besitzen. Dieses Gefühl der mobilen Thesaurierung erfährt seinen Höhepunkt ja in der mitgenommenen Kreditkarte, deren Verlässlichkeit mittlerweile wichtiger ist als die alles Anderen im Reisegepäck.

Aber ohne Pfeffer im Arsch, ohne den Kick des Abenteuers, fallen wir irgendwann doch in jenen Zustand der emotionalen Blutlosigkeit, auch Langeweile genannt, und hegen und pflegen den Verdachtsmoment der Neugier, bis es in unseren Herzen nur so dehnt und sehnt und wir das Weite suchen, indem wir in die Ländereien des obskuren WAS aufbrechen - und hierbei sogar manchmal Neuland betreten.

Wir tun dies sehr unterschiedlich, wir setzen die Schritte zaghaft mit Hauspantoffeln oder unzügerlich mit Siebenmeilenstiefeln, wir packen dafür Kofferdörfer oder nur das Notwendigste, wir tragen Fotoapparate, Kondome, Messinstrumente, Waffen oder Gedichte mit, wir treten das Wagnis der Reise allein an - oder eben mit Gefährten.

Ob sich der Gefährte erst auf der Reise einstellt oder gleich von Anfang an mitkommt, ist nicht so entscheidend. Es reist sich jedenfalls anders mit Gefährten als alleine. Die Gefährten sind wohl ausgesuchte, mit ihnen gemeinsam lässt sich die

Fährte ans Ziel leichter finden, lässt sich das Gefährt der Reise bewerkstelligen und lassen sich auch die Gefahren der Reise besser bestehen. Der Gefährte ist der Freund des Aufbruchs, er sichert die Kontinuität in jenen Tagen, an denen man täglich, stündlich, minütlich ein neues Umfeld vorfindet. Und nicht jede Freundschaft ist zugleich zur Gefährtschaft befähigt.

Gefährtschaft ist ein Sujet, dessen sich die Literatur, die bildende Kunst und auch der Film oft bedient hat. Gerade in der Kunst, die immer durch die Hanglage zum Klischee gefährdet ist, wird der Archetyp von Gefährtschaft gern bemüht. Vor kurzem ist dieser anhand zweier Tolkien-Figuren, der beiden Hobbits Frodo und Sam, in etwas rührseliger Façon über die Kinoleinwände der ganzen Welt geflimmert. Und höchstwahrscheinlich gibt es im realen Leben kaum so exemplarische Gefährten wie im artifiziellen.

Don Quichote & Sancho Pansa, Robinson und Freitag, Old Shatterhand & Winnetou, Stan Laurel & Oliver Hardy, Dr. Jekyll & Mr. Hyde (als psychopathischer Präzedenzfall einer autonomen Gefährtschaft), Asterix & Obelix, Bonny & Clyde, Camillo & Peppone, Hanni & Nanni, Clever & Smart - in allen Bereichen der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenkultur sind solche Paarungen zu finden, die sich durch nachvollziehbare, mitunter auch durchaus groteske Schicksals- oder Wahlverwandschaft stärker definieren als durch Sex, Familienzugehörigkeit oder dergleichen.

Auffallenderweise sind in der zeitgenössischen bildenden Kunst auch die „echten“ Gefährtschaften gern zugange, oft Zweier-Seilschaften, die jedenfalls mit deutlicherer Häufigkeit als bei den anderen Kunstgattungen zu finden sind.

Gilbert & George, Fischli & Weiss, die Coen-Brothers, Christo & Jeanne-Claude, William Wegman & Man Ray / FayRay usw. (Weimaranerhunde), Jeff Koons & Ciciolina (war immerhin einen Versuch und viele Dollars wert), Clegg & Guttman, Anna & Bernhard Blume – sie und viele weitere sind nicht nur prominente Beispiele für Gefährtschaft in der Kunst, sondern thematisieren diese zum Teil auch explizit in ihren Kunstwerken.

Vor diesem Hintergrund war die Expedition von Kärntner KünstlerInnen nach Bozen unter das Thema „Gefährten“ gestellt. Gefährtschaft im weitesten Sinn sollte den roten Faden der Ausstellung in der Galerie Prisma bilden. Durch den konkreten Anlass der Rückexpedition war eine artifizielle Lösung durchaus intendiert, sowie den ExpeditionsteilnehmerInnen völlig freigestellt anhand der eigenen Auswahl der Exponate, ob als Ergänzung oder Kontrastierung aufgefasst, ob einfach auf der Basis biografischer Zusammenhänge, ob als Werkspuren gemeinsamer künstlerischer Arbeit, oder auch als semidokumentarische Aufarbeitung tatsächlich getaner Reisen.